

Zeitschrift:	Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft = revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia
Herausgeber:	Schweizerische Ethnologische Gesellschaft
Band:	1 (1996)
Artikel:	Tätigkeitsfelder der Ethnologie : ein Augenschein aus studentischer Perspektive
Autor:	Biehler, Armin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1007157

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tätigkeitsfelder der Ethnologie

Ein Augenschein aus studentischer Perspektive

Armin Biehler

Im Wintersemester 95/96 organisierte der Autor am Ethnologischen Seminar der Universität Zürich eine Veranstaltung zur ethnologischen Praxis. Zusammen mit eingeladenen EthnologInnen, die in verschiedensten Bereichen tätig sind, sollte einerseits ein Einblick in ihre Biographie und den beruflichen Alltag vermittelt werden, und andererseits waren die Konzepte und Anforderungsprofile der Verbände, Organisationen und Institutionen, die EthnologInnen beschäftigen, von Interesse.

Die Idee für die Veranstaltungsreihe «Ethnologie der Praxis» entstand in einem der vielen Pausengespräche unter den Studierenden. Diese informellen Diskussionen kreisen häufig um die Frage der beruflichen Tätigkeit nach dem Abschluss des Studiums. Wir mussten feststellen, dass nur eine äusserst diffuse Vorstellung von den Möglichkeiten einer ausseruniversitären ethnologischen Praxis vorhanden ist. Gleichzeitig sind die angehenden EthnologInnen mit dem Schreckgespenst einer möglichen Arbeitslosigkeit konfrontiert. Diese Kombination erzeugt eine Unsicherheit, die der

studentischen Motivation sicher nicht dienlich ist.

Im *Vademecum* des Ethnologischen Seminars der Universität Zürich von 1995 steht unter dem Stichwort Berufsaussichten: «Traditionellerweise beschränken sich die Berufsaussichten von Ethnologen auf Lehre und Forschung sowie unter der Voraussetzung einer zusätzlichen wissenschaftlichen Ausbildung auf Museen, Archive und Bibliotheken (insbesondere wissenschaftliche Aufarbeitung von Quellenmaterial). In neuerer Zeit arbeiten Ethnologen auch in Institutionen, die Informationen über die Dritte Welt sammeln, verarbeiten und weitergeben sowie sich mit Entwicklungszusammenarbeit oder mit den Problemen soziokultureller Minoritäten befassen.»

An der Universität Zürich waren im WS 95/96 279 StudentInnen, fast die Hälfte davon im Hauptfach, am Ethnologischen Seminar eingeschrieben. In den letzten fünf Jahren haben durchschnittlich pro Jahr 80 Personen ein Ethnologiestudium angefangen. Im gleichen Zeitraum schlossen jedes Jahr konstant 15% der Hauptfachstudie-

renden mit dem Lizentiat ab. Auf der anderen Seite zeigt ein Blick auf die Beschäftigtenzahl des Ethnologischen Seminars der Universität Zürich, dass ein nicht unerheblicher Teil der AbsolventInnen im ausseruniversitären Gebiet eine Anstellung finden muss.

Allerdings ging es in der Veranstaltung nicht darum, eine qualitative Analyse darüber, wie sich ein Ethnologiestudium zur beruflichen Praxis verhält, zu erarbeiten, sondern in der gezielten Auseinandersetzung mit einzelnen EthnologInnen sollten die Vorstellungen von den Möglichkeiten einer Umsetzung erweitert werden. Deshalb galt unser Interesse neben der Tätigkeit der Person dem individuellen Lebensweg der ReferentIn, wobei die Frage interessierte, wie sie selber den Zusammenhang zwischen Ausbildung und beruflicher Tätigkeit reflektieren. In der gemeinsamen Diskussion sollte weiter versucht werden, die «Ethnologie der Praxis» wieder auf die einzelnen Teilgebiete der Ethnologie zurückzuführen, um die berufliche Arbeit mit uns bekannten theoretischen und methodischen Konzepten zu konfrontieren.

Was macht eigentlich ein Ethnologe?

Im weiten Feld der Möglichkeiten sollte je eine Person aus dem Medienbereich, aus einem multinationalen Konzern und aus einer Unterorganisation der UNO angefragt werden. Der Bereich der Entwicklungs-, zusammenarbeit sowie Forschung und Lehre sollte mit einer ReferentIn vertreten sein und die ethnologische Ausstellungarbeit an einem Beispiel beleuchtet werden. Im Katalog der Vorstellungen standen ausserdem Medizinethnologie, Migration und sozialer Wandel, Wirtschaft und Ökologie, visuelle Anthropologie, Entwicklung und der Komplex der Geschlechterverhältnisse als Teilgebiete der Ethnologie, die in der Veranstaltung repräsentiert sein sollten.

Mit einem Karteikasten voller Adressen ehemaliger StudentInnen des Seminars und einigen Vorschlägen von Prof. Hans-Peter

Müller ausgerüstet ging das Telefonieren los. Die ersten Erfahrungen liessen den Verdacht aufkommen, dass der Bogen vielleicht etwas weit gespannt war.

Im Bereich der multinationalen Konzerne, der sich als der schwierigste herausstellte, schien es, als seien bei solchen Unternehmen keine EthnologInnen beschäftigt, obwohl einige Gerüchte davon berichteten. Bei Nestlé bin ich im Lebensmittelmuseum auf einem Historiker gestossen, der Personalchef von ABB meinte sie hätten schon Geografen angestellt, bei Sandoz waren die Beschäftigten nicht nach der Art der Ausbildung klassifiziert. Als ich dann bei der Ciba-Geigy von einem Herrn der Public-Relations-Abteilung mit der Bemerkung angesprochen wurde, dass er so ehrlich sei und frage, was eigentlich ein Ethnologe sei, fühlte ich mich in die Anfangszeit meines Studiums zurückversetzt, als ich meiner Familie zu erklären hatte, was ein Ethnologe macht und dies eigentlich nicht besonders gut konnte.

Doch weist diese Anekdote auf eine grundsätzliche Schwierigkeit hin. In den ethnologischen Teilgebieten der Entwicklung oder der Wirtschaft und Ökologie sind international tätige Konzerne, als Teil der globalen Wirtschaftstrukturen begriffen, in ihrem Verhältnis zu den Bedingungen lokaler Wirtschaftsstrukturen durchaus Thema. Die Auswirkungen dieses Verhältnisses werden in ethnologischen Arbeiten thematisiert. Wie diese Erkenntnisse in die Unternehmensstrukturen zurückgetragen werden können bleibt offen.

Im dem der Ethnologie naheliegenden Bereich der Entwicklungszusammenarbeit sind ausgebildete EthnologInnen in den verschiedensten Organisationen und Institutionen tätig. Somit bildete die Beschäftigung mit der vielfältigen Praxis des Komplexes Entwicklung einen Schwerpunkt. Von den sieben eingeladenen EthnologInnen arbeiten drei in diesem Umfeld. Dieses Verhältnis widerspiegelt das Gewicht, das der Entwicklungszusammenarbeit in der ausseruniversitären Ethnologie zukommt.

In einem weiteren klassischen Bereich, dem der Museumsbetreuung oder der

ethnologischen Ausstellungsarbeit, sollte nicht von einer integrierten, etablierten Position eines anerkannten Museums ausgegangen werden. Wir suchten eine Person, die einen Bezug zum aktuellen Kunstschaffen anderer Kulturen und womöglich Erfahrungen mit Ausstellungskonzepten hat, die die Begegnung mit Menschen in ihrer heutigen Situation ins Zentrum stellt.

Im Laufe des Versuches, in den angesprochenen Bereichen tätige EthnologInnen ausfindig zu machen, veränderte sich das ursprüngliche Konzept insofern, als es sich als unmöglich herausstellte, auf den vorgesprochenen Teilgebieten zu beharren, denn die Tätigkeitsfelder der «ethnologischen Praxis» entzogen sich oftmals einer eindeutigen Zuordnung. Trotzdem wurden die Konturen der Veranstaltung klarer dadurch, dass die sieben EthnologInnen Rolf Probala, Rebekka Wild, Helen Zweifel, Hans-Ruedi Frey, Prof. Klaus M. Leisinger, Dr. Heinz Nigg und Ursula Biemann als ReferentInnen gewonnen werden konnten.

Ein Augenmerk wurde von Anfang an auf das Geschlechterverhältnis innerhalb der Veranstaltung gelegt. Die Vorbereitungsgruppe setzte sich aus zwei Dritteln weiblichen und einem Drittel männlichen Studierenden zusammen. An der Universität Zürich waren von den EthnologiestudentInnen im WS 95/96 55% Frauen und 45% Männer. Noch vor drei Jahren war das Verhältnis umgekehrt 65% der Studierenden waren männlich, 35% weiblich. Bei den jährlichen Abschlüssen hingegen überwog in den letzten fünf Jahren die Anzahl der Studentinnen deutlich. 1995 waren zwei Drittel der AbsolventInnen Frauen. Dies ist erstaunlich, wenn beachtet wird, dass in den letzten fünf Jahren 69% aller, die sich als HauptfachstudentInnen eingeschrieben haben, männlich sind. Das weist darauf hin, dass männliche Studenten das Ethnologiestudium weit häufiger abbrechen, als ihre Kommilitoninnen. Dementsprechend sensibilisiert sollte bei den ReferentInnen ein ausgewogenes Verhältnis angestrebt werden.

Dieser theoretische Anspruch liess sich nicht so einfach einlösen. Erstens war es einfacher, männliche Ethnologen zu finden,

und zweitens gab es aus banalen terminlichen Gründen Absagen, die das Geschlechterverhältnis verschoben. Schliesslich kamen auf vier männliche Gäste drei Ethnologinnen.

Einige Fragen drängen sich durch die Erlebnisse während der Vorbereitung in den Vordergrund: Welches Bild besteht außerhalb der Universität von der Ethnologie, in welchem Zusammenhang steht dieses Bild zu einer ethnologischen Praxis, und wie wird dieses Bild innerhalb der universitären Ethnologie rezipiert? Diese Fragestellung wurde in den Diskussionen mit den ReferentInnen immer wieder aufgegriffen. In der oberflächlich reisserisch aufgemachten Serie über die Schweizer Universitäten des deutschschweizer Nachrichtenmagazins Facts vom 2. Nov. 1995 wird die Ethnologie einzig in einem Nebensatz erwähnt und als Modefach bezeichnet. In der studentischen Identität ist sie natürlich mehr als dies. Die Veranstaltung «Ethnologie der Praxis» sollte einen Beitrag zur Entwicklung unserer Identität als EthnologInnen leisten.

Rolf Probala: Ethnologie in den Medien

Rolf Probala, der heute Chefredaktor der Tagesschau beim Fernsehn DRS ist, meinte, er wolle in seinem Referat von seiner Biographie ausgehen.

An den Anfang stellt er ein Zitat von Claude Lévi-Strauss: «Ethnologen sind meistens Menschen, die erlebt haben, was es heißt, in der eigenen Gesellschaft fremd zu sein». In dieser Aussage sehe er sich wieder gespiegelt, denn er sei zwar 1946 in Luzern geboren und aufgewachsen, aber als Kind tschechoslowakischer Einwanderer habe er schon früh das Gefühl gehabt «nicht ganz dazuzugehören». Und nachdem er ohne grosse Begeisterung seine kaufmännische Lehre abgeschlossen habe, hätte ihn nichts mehr zu Hause gehalten. 1967 reist er, während des 6-Tage-Krieges, für ein Jahr nach

Israel. In dieser Zeit entsteht bei Rolf Probala die Idee Journalist zu werden.

Als Nachtredaktor findet er eine Anstellung bei der Luzerner Zeitung LNN, tagsüber bereitet er sich auf dem zweiten Bildungsweg auf die Matura vor. Nach einigem Suchen in verschiedenen Fakultäten schreibt er sich bei Prof. Lorenz G. Löffler im Ethnologischen Seminar in Zürich ein. Zu manchen Studienkollegen, die in dieser nachachtundsechziger Zeit hochtheoretische politische Diskurse fast zum sozialen Zwang machten, aber es nicht schafften, ein Resultat solcher Sitzungen, die übervollen Aschenbecher, zu leeren, habe er eine gewisse Distanz empfunden. Trotzdem seien zu seiner Zeit die 40 Ethnologiestudenten eine grosse Familie gewesen.

In seiner Feldforschung untersuchte er in einem Dorf im Nordwesten des Iran die Auswirkungen der vom Schah angeordneten Landreform. Nach der anfänglichen Orientierungslosigkeit habe er mit einigen Tricks und der Hilfe des Zufalls sozio-ökonomisches Datenmaterial gewonnen. Das Verfahren des «learning by doing» habe den Vorteil, dass man offen und flexibel bleiben müsse. 1975 schloss er sein Studium mit dem Lizentiat ab. Rolf Probala's Vorhaben in der damaligen Entwicklungshilfe zu arbeiten, eine Absicht, die durch die Auseinandersetzung mit der damals zeitgemässen Dependenztheorie entstanden war, liess sich nicht verwirklichen.

«Ich bin heute der Häuptling eines ganz besonderen Stammes»

So charakterisiert er seine Stellung, die er als Redaktionsleiter der Tagesschau beim Fernsehen DRS seit 1992 inne hat. Zuvor hatte Rolf Probala auf der Grundlage spezifischer ethnographischer Beschreibungen oder ethnologischer Hintergrundinformationen in zwölf Jahren über 140 Sendbeiträge für das Radio DRS gestaltet.

Im Sendegefäß «Südsicht» versuchte die Redaktion gemeinsam mit einer zweiten Ethnologin, Ina Boesch, mit dem Projekt «Blickwechsel» ReporterInnen aus den ar-

men Ländern des Südens einen einjährigen Aufenthalt in der Schweiz zu ermöglichen. In dieser Zeit hatten die JournalistInnen die Möglichkeit, eine Sendung zu produzieren. Dem Konzept der Reihe «Blickwechsel» sei der ambitionierte ethnologische Ansatz zugrundegelegen, dass unsere Gesellschaft, dem Blick eines Fremden ausgesetzt, eine erweiterte Wahrnehmung der als bekannt angenommenen Verhältnisse erlaubt. Leider hätten sie nie Zeit gehabt, diesen Versuch ausgiebig aufzuarbeiten. In seinem familiären Alltag sei er oft mit einer Art Blickwechsel beschäftigt, da seine japanische Frau ihn in asiatische Lebensverhältnisse eingeführt habe. All diese Erfahrungen setzt Rolf Probala in seiner Mitarbeit in der Anti-Rassismus Kommission des Bundes ein.

In seinem heutigen Verantwortungsbereich seien keine weiteren EthnologInnen beschäftigt, aber er denke, dass die Stärke des Ethnologiestudiums darin bestehe, an komplexe gesellschaftliche Situationen und Vorgänge von den verschiedensten Blickwinkeln heranzugehen und Querverbindungen zu schaffen. Diese Eigenschaften seien für einen guten Journalismus unerlässlich.

Rückblickend meint Rolf Probala allerdings, dass er das Handwerkszeug des Journalismus sicher nicht an der Universität gelernt habe. Während seiner Studienzeit habe er als Liedermacher seinen Lebensunterhalt verdient, und deshalb sei er sporadisch in Radiosendungen aufgetreten. Die so entstandenen Kontakte hätten ihm später ermöglicht, den Weg zum professionellen Journalisten einzuschlagen.

Rebekka Wild: Kulturvermittlung im Inland

Von 1982 bis 1988 studierte Rebekka Wild Ethnologie, Volkskunde, Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Zürich. Heute ist sie mit einem Teilzeitpensum beim Flüchtlingsdienst des Schweizerischen ArbeiterInnenhilfswerk (SAH) angestellt.

Daneben erzieht sie ihren 13 Monate alten Sohn.

Nach ihrer achtmonatigen Feldforschung in Simbabwe legte sie sich auf die Forschungsschwerpunkte kultureller Wandel, Geschlechterverhältnis und Alter fest. In ihrer ersten Anstellung nach dem Lizentiat beim Seniorenamt der Stadt Zürich organisierte Rebekka Wild eine kleine Ausstellung mit dem Titel: «Vertraute und fremde Altersbilder». Später arbeitete sie als Betreuerin in einem Durchgangsheim für asylsuchende Flüchtlinge.

In ihrem Referat geht Rebekka Wild vor allem auf die von ihr betreute medizinethnologische Studie über Krankheitserfahrungen türkischer und kurdischer Migranten in der Region Zürich ein, die das SAH 1992 in Auftrag gegeben hatte. Der Vorschlag für diese Untersuchung war ursprünglich von einem in der Schweiz praktizierenden türkischen Arzt ans SAH herangetragen worden. Die Idee sei anfänglich auf erheblichen Widerstand gestossen. Die Notwendigkeit und der mögliche Nutzen einer solchen wissenschaftlichen Studie wurde in der Institution zuerst nicht eingesehen. Das SAH gebe traditionellerweise sein Geld lieber für direkte Hilfe aus, und sie hätten mit einer Machbarkeitstudie für die medizinethnologische Untersuchung und vielen Gesprächen mit Verantwortlichen Neuland bearbeitet.

«Ich möchte mit meiner eigenen Hilfe auskommen, aber es geht nicht», lautete schliesslich der Titel der von der Ethnologin Dr. Obrist van Eeuwijk ausgeführten Studie. Neben dem Kernstück, einer strukturierten Befragung von zehn betroffenen türkischen und kurdischen Personen, wurden fachmedizinische Publikationen auf ihre kulturspezifischen Paradigmen hin analysiert und Gespräche mit Personen aus dem sozialtherapeutischen Bereich geführt. Zur Freude aller Beteiligten ist die Studie ein Erfolg gewesen, denn die Arbeit stellte den Bedürfnisnachweis für das 1994 verwirklichte psychosoziale Projekt «Derman». Diese Arbeitsstelle für interkulturelle Gesundheitsförderung richtet sich an kurdische und

türkische Migranten in der Region Zürich, um bei auftretenden Schwierigkeiten mit dem Gesundheitswesen Beratung und Begleitung anzubieten.

Rebekka Wild glaubt, dass im Bereich der interkulturellen medizinischen Arbeit noch viel getan werden müsse und gerade auch durch die kulturspezifische Betrachtung von Krankheitsbildern Missverständnisse beseitigt und somit Kosten eingespart werden könnten. Zu diesem Themenkomplex stellte Prof. Hans-Rudolf Wicker vom ethnologischen Institut Bern an einer Medienkonferenz des SAH vom 11.11.1992 fest: «Indessen bleibt das Problem fehlender interkultureller Arbeitskonzepte präsent und jene Institutionen, welche diesen Mangel besonders wahrnehmen, sind nicht allein im schweizerischen Gesundheitswesen, sondern auch im Sozialbereich zu finden».

Ob denn das gewachsene Problem bewusstsein nun zur vermehrten Beschäftigung von EthnologInnen führe, wurde Rebekka Wild gefragt. Leider müsse sie sagen, dass die von Hilfswerken über das Bundesamt für Gesundheitswesen bis hin zu Stiftungen einiger Krankenkassen reichende Trägerschaft des Projektes «Derman» eine Verlängerung bis über den Sommer 1996 nicht abgesichert habe. Beim SAH ist Rebekka Wild im Bereich des Flüchtlingsdienstes die einzige fest angestellte Ethnologin. Auch sie war der Meinung, dass es ratsam sei zu versuchen, schon während des Studiums die ethnologische Theorie irgendwie in die Praxis umzusetzen, sei es bezahlt oder unbezahlt. Sie habe sicher leichter im Sozialwesen Fuß fassen können, weil sie jahrelang in der Flüchtlingsarbeit tätig gewesen sei.

Helen Zweifel: Staatliche Entwicklungs- zusammenarbeit – Die DEZA von der Seite her betrachtet

Die grundlegenden Erfahrungen, die Helen Zweifel zur Ethnologie führten, machte sie auf einer fünfjährigen Weltreise, nachdem sie 1970 das Lehrerpatent erworben hatte. Diese Reise sei ein grosser Ausbruch gewesen für sie, die aus kleinbürgerlichen Zürcher Verhältnissen stamme. Das Ethnologiestudium sei recht unstrukturiert gewesen, was den Vorteil gehabt habe, dass durch den aufwendigen Prozess, in dem die StudentInnen sich selber in den vielen Gebieten der Ethnologie zurechtfanden mussten, die Interessen gefestigt wurden. Aber als Nachteil schildert sie das manchmal aufgekommene Gefühl, irgendwie in der Luft zu hängen. Dadurch seien viele auf der Strecke geblieben.

Mit 35 Jahren schliesst Helen Zweifel 1985 mit der Lizentiatsarbeit «Frauen sind nicht fürs Feuer bestimmt – Mitgift in Indien» ihr Studium ab. Mit ihrer erträumten Anstellung bei der «Erklärung von Bern» (EvB) sollte es erst vier Jahre später klappen. Es sei eine Zeit der Umstellung gewesen, die ersten Jahre nach dem Studium, denn die wissenschaftliche Sprache wäre im Rahmen ihrer ersten Tätigkeit bei der «Arbeitsgruppe für entwicklungspolitische Information und Bildung» ungeeignet gewesen. Später in den fünf Jahren, die Helen Zweifel als Projektverantwortliche für die Bereiche Ernährung und Hunger, Konsum und Umwelt, Biotechnologie und Biodiversität bei der EvB gearbeitet hat, habe sie gelernt schnell, genau und in allgemeinverständlicher Art und Weise entwicklungspolitische Themen zu bearbeiten und konkrete Forderungen in der Öffentlichkeit zu vertreten. Da die EvB keine reiche, grosse Institution sei, habe sie quasi als Einzelkämpferin gearbeitet.

Aufgrund einer persönlichen Standortbestimmung und den anstehenden Lohnkürzungen bei der EvB entscheidet sich Helen Zweifel 1993, eine neue Stelle zu suchen. Auf Grund der Erfahrungen bei ihren Bewerbungen bestätigt sie wieder die Notwendigkeit, schon während des Studiums Erfahrungen und Kontakte im Bereich der Praxis zu sammeln. Bei ihr sei das über den Fachverein und die AG Dritte Welt geschehen.

Das geografische Institut der Universität Bern sucht 1994 für die «Gruppe Entwicklung und Umwelt» (GfEU) eine sozialwissenschaftliche Mitarbeiterin. Helen Zweifel wird als Ethnologin mit einem dreijährigen Vertrag eingestellt. Im Jahresbericht von 1994 umschreibt die GfEU ihr Profil folgendermassen: «Die GfEU beschäftigt sich mit angewandter und orientierter Forschung im Bereich Entwicklung und Umwelt in Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern. Der Umsetzungsschwerpunkt liegt in Ausbildung, Lehre und Publikationen sowie berufsbegleitender Weiterbildung der Projektpartner und Zielgruppen. Die GfEU führt zuhanden der DEZA einerseits Forschungsregieprojekte in Entwicklungsländern und andererseits Mandate durch. Die Mandate betreffen vor allem Umwelteinwirkungen von Entwicklungsvorhaben und von Entwicklungsprojekten». Helen Zweifel ist im Rahmen des Umweltmandates der DEZA bei der GfEU tätig. Ihr Lohn wird zu 100% von der Bundesstelle bezahlt. Als Beispiel ihrer Tätigkeit schildert sie stellvertretend für einen der fünf Arbeitsbereiche innerhalb des Umweltmandates die Entstehung der Publikation «Natürliche Ressourcen – nachhaltige Nutzung». Die Arbeit an diesem Bericht sei prozessorientiert abgelaufen. In einer interdisziplinären Gruppe von AgronomInnen, Geografinnen, ForstwissenschaftlerInnen und ihr als Ethnologin galt es, die Bedürfnisse des DEZA und ihre Ansprüche als WissenschaftlerInnen unter einen Hut zu bringen. Die Tendenz der staatlichen Entwicklungsinstitutionen – Information möglichst praxisorientiert auf-

gearbeitet, gerafft in Form eines Faltblattes ins Feld schicken zu wollen – und der Anspruch der GfEU – Prozesse und Entwicklungen grundlegend zu analysieren – habe zu einer fruchtbaren Konfrontation geführt. Obwohl interdisziplinäres Arbeiten, welches während des Studiums viel zu kurz komme, wegen der vielen Sitzungen und der Definitionsdifferenzen unter den Disziplinen sehr kräfteraubend sei, bekomme das Resultat einen hohen Gebrauchswert.

Dass sie als Sozialwissenschaftlerin und als Frau in dem nach ihrer Erfahrung eher männlich dominierten, grundlagenorientierten Bereich der Entwicklungszusammenarbeit angestellt worden sei, deutet Helen Zweifel als ein Indiz für einen Bewusstseinswandel. Die DEZA unterstützte durchaus Projekte, die lokal orientiert seien oder von vorhandener «indigenous knowledge» ausgingen. Trotzdem komme die staatliche Entwicklungspolitik ihren Verpflichtungen von Rio in bezug auf das finanzielle Volumen nicht nach.

Zu ihren Erfahrungen als Ethnologin im interdisziplinären Kontext befragt, bezeichnet Helen Zweifel es als Vorteil, dass die Ethnologie den Blick auf die Zusammenhänge innerhalb des ganzen soziokulturellen Systems lenke, gerade z.B. im Bereich der Ökologie und des Genderdiskurses. Auf der anderen Seite wünsche sie sich aber von der Ethnologie auch schnellere, anwendungsfreundlichere Methoden. In der methodologischen Auseinandersetzung zwischen dem «participatory rural appraisal» und dem Konzept der «rapid rural appraisal» müsste unbedingt weitergearbeitet werden.

Zum Schluss zeigt Helen Zweifel anhand eines konkreten Beispiels, wie eine mögliche Zusammenarbeit zwischen Universität und praktischer Entwicklungszusammenarbeit aussehen könnte: «Die GfEU betreut ein Projekt gegen die Bodenerosion in Madagaskar. Die agronomischen Vorgänge und die bodenbiologischen Mechanismen sind bekannt. Aber könnte nicht ein ethnologisches Seminar eine Metatheorie erarbeiten im Bereich der Bodenerosion?», fragt Helen Zweifel ins Plenum.

Hans-Ruedi Frey: Nichtstaatliche Entwicklungs- organisationen

Im ersten Teil seines Referates berichtet Hans-Ruedi Frey von seiner Tätigkeit bei Unité, einer Dachorganisation von 17 privaten Entwicklungsorganisationen, im zweiten Abschnitt seines Vortrages kommen die Erfahrungen der Projektgruppe «Entwicklungspraktikum für EthnologInnen», die Hans-Ruedi Frey 1994-1995 am Ethnologischen Seminar in Zürich leitete, zur Sprache.

Hans-Ruedi Frey hatte, seit er sein Studium 1980 mit einer Untersuchung zur ruralen Entwicklung, den lokalen Strukturen und dem sozio-kulturellen Wandel in einem mexikanischen Bergbauerndorf und den Nebenfächern Sozialpädagogik und Psychologie abschloss, immer wieder verschiedene Lehraufträge und Assistenzanträge angenommen. Zuerst war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am soziologischen Institut in Oaxaca in Mexiko, dann ab 1983 als Assistent am Ethnologischen Seminar der Universität Zürich tätig. Nach einem Jahr als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Caritas im Zusammenhang mit einer Untersuchung zur Situation der Asylbewerber in Durchgangszentren arbeitete Hans-Ruedi Frey bis 1988 als Assistent für Agrarethnologie bei Prof. Hans-Peter Müller in Zürich. Seither ist er Mitarbeiter bei Unité. Er ist zuständig für die Koordination der Freiwilligenarbeit. Unité hat als Dachorganisation ein finanzielles Volumen von 9,6 Mio. Franken pro Jahr, die ihr von der DEAZ zur eigenen Verantwortung überlassen werden. Von diesem Budget werden hauptsächlich freiwillige Einsätze innerhalb der zugehörigen Organisationen und 15 weiteren im Programm der freiwilligen Arbeit assoziierten Organisationen ermöglicht. Somit ist Unité gegenüber insgesamt 32 Institutionen im Bereich des Freiwilligenprogramms verpflichtet.

Die Freiwilligenarbeit oder Kooperanteinsätze, wie sie heute genannt werden,

hat ihre Wurzeln in der Missionsarbeit des letzten Jahrhunderts, doch nur ein Teil der Mitglieder hat heute noch ausgesprochene missionarische Absichten (z.B. Fundes). In einer zweiten Gruppe sind missionarische Anliegen in Entwicklungsprojekten aufgegangen (z.B. Basler Mission). Den dritten Anteil bei Unité stellen Entwicklungsorganisationen wie z.B. Interteam, und die restlichen Mitglieder werden als spezialisierte Organisationen zusammengefasst (z.B. Solidarmed).

Es sei erstaunlich gewesen, wie unterschiedlich die Auffassungen und die Praxis der Freiwilligenarbeit in den verschiedensten Gebieten gewesen seien, die Hans-Ruedi Frey am Anfang seiner Tätigkeit bei Unité in einem Evaluationsbericht zusammengestellt habe. Die Bandbreite reiche von einem Freiwilligen, der in Bolivien losgelöst von lokalen Organisationen sein Ziel darin sehe, «in der Bevölkerung aufzugehen», zu Projekten in Nicaragua, wo KooperantInnen als ausgebildete TechnikerInnen einen genau umrissenen Auftrag vorfänden.

Seine Aufgabe bestände nun darin, an der Schnittstelle zwischen DEAZ und den unterschiedlichsten Mitgliederorganisationen beiden Seiten gerecht zu werden. So seien vor allem Managerqualitäten und Verhandlungsgeschick gefragt. «Früher bei meiner akademischen Tätigkeit habe ich vorwiegend beobachtet, heute bei Unité muss ich handeln und entscheiden», meint Hans-Ruedi Frey rückblickend, der Spagat zwischen Theorie – er wolle schon lange seine Dissertation abschliessen – und Praxis werde immer schwieriger.

Entwicklungspraktikum im Rahmen einer Feldforschung

Anette Marti hat bei der von Hans-Ruedi Frey geleiteten Projektgruppe mitgearbeitet. Sie berichtet von ihrer laufenden Feldforschung in Kirgistan bei einem Landwirtschaftsprojekt von «Inter-Cooperation». Es sei nicht einfach gewesen, diesen Praktikumsplatz zu organisieren, denn von der Organisation sei befürchtet worden, sie stände beim Aufbau der Molkerei den Schwei-

zer Agronomen im Weg und würde die Einheimischen nur verwirren. In ihrem Forschungskonzept geht es um die regionalen landwirtschaftlichen Produktionsweisen in ihrem Wandel. Mit der Auflage, für die Zentrale von Inter-Cooperation einen Erfahrungsbericht zu erstellen, und weiteren Anpassungen im Konzept habe sie schliesslich die Verantwortlichen überzeugen können. Doch sei damit die Auseinandersetzung mit den professionellen Technikern vor Ort nicht erledigt. Sie müsse sich schon noch die Frage gefallen lassen, was ihre Arbeit bringe. In dem Spannungsfeld zwischen Anspruch der Entwicklungsorganisation, der verlangten und notwendigen Wissenschaftlichkeit ihrer Arbeit und dem alltäglichen Bestehen vor Ort habe sie manchmal geglaubt unterzugehen. Doch mittlerweile fühle sie sich ganz wohl.

Im Rahmen der Projektgruppe arbeiten noch eine Person in Mali bei einem Projekt von Helvetas und eine Studentin in Paraguay bei einer lokalen Partnerorganisation von Unité mit einem medizinethnologischen Forschungskonzept. Einige Studierende sind abgesprungen, da ihnen der Rahmen, in den eine Feldforschung durch die Zusammenarbeit mit einer Entwicklungsorganisation gestellt ist, zu einengend erschien. Hans-Ruedi Frey sieht im Entwicklungspraktikum ein Pilotprojekt. Es sei die Auswertung der Erfahrungen abzuwarten, um allgemeinere Aussagen zum Verhältnis zwischen ethnologischer Theorie und Praxis zu machen.

Prof. Klaus M. Leisinger: Multinationale Konzerne und Entwicklung

Als Leiter der «Ciba-Geigy Stiftung für Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern» berichtet Prof. Klaus M. Leisinger über Aufgaben und Ansprüche der Stiftung. Im Rahmen seiner Lehrtätigkeit an der Universität Basel, wobei er sich im interfakul-

tären Studiengang «Mensch-Gesellschaft-Umwelt» (MGU) engagiert, setzt er sich mit Fragen der Wechselwirkung zwischen sozio-ökonomischer Unterentwicklung und multinationalen Unternehmen auseinander. In seinem Referat will er konkrete Projektbeispiele der Ciba-Geigy Stiftung vorstellen und mit allgemeinen Problemen der Wirtschaftsethik verknüpfen.

Klaus Leisinger ist während seines Ökonomiestudiums in Basel bei Prof. William Kapp mit der Dependenztheorie in Berührung gekommen. Diese Auseinandersetzungen haben ihn geprägt, so dass ihn die Entwicklungsproblematik nicht mehr losgelassen habe. Gleichzeitig fängt er anfangs der siebziger Jahre bei der Ciba als Praktikant an. Durch seine jahrelange Treue und Verbundenheit zur Firma sei ihm diese zu einem Stück Heimat geworden. Anfänglich sei er durch unkonventionelle Ideen aufgefallen. Ihm wurde die Aufgabe anvertraut einen Leitfaden der «Unternehmenspolitik der Ciba-Geigy für die Länder der Dritten Welt» zu erstellen. Später wird er als im Bereich der Entwicklungssoziologie promovierter Ökonom Mitglied des «Stabes für Beziehungen zur Dritten Welt». Nach einem längeren Auslandaufenthalt in Afrika beruft die Konzernleitung ihn 1987 zum Leiter der «Ciba-Geigy Stiftung für Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern».

In den letzten Jahren habe sich die Stiftung mit profunder Arbeit inner- und ausserhalb des Konzerns das nötige Gehör verschafft, um Einfluss geltend zu machen. Mit 5,9 Mio.Sfr. ist das Budget '95 veranschlagt, dazu kommen noch 2,6 Mio. Franken für Projekte des Risikofonds und eine unangetastete Reserve für neue Vorhaben von 7,4 Mio. Franken. Die Ciba-Geigy Stiftung summiert unter dem Titel «Humanitäre Projekte» 13 verschiedene Aktivitäten im Bereich der Landwirtschaft, Gesundheit und sozialen Entwicklung. Die landwirtschaftliche Forschungsstation in Cinzana/Mali, wo der Hirseanbau im lokalen Kontext untersucht wird, ist über zehn Jahre alt. Im Bereich der sozialen Entwicklung hat die Stiftung den Schwerpunkt auf Frauen-

projekte in Bangladesh und Tansania gelegt. Mit Bildungsaktivitäten und der Vergabe von Kleinkrediten zur Existenzgründung soll die Unabhängigkeit von Frauen und somit auch eine Verbesserung der Situation der Kinder erreicht werden. Klaus Leisinger stellt exemplarisch für das wichtigste Arbeitsfeld der Stiftung im Gesundheitsbereich ein Lepraprojekt in Sri Lanka vor. Es seien nicht die Kosten, – eine erfolgreiche Leprabehandlung liege bei höchstens 100 Franken pro Patient – die den Kampf gegen die Krankheit so schwer machten, sondern das Problem liege in der sozialen Stigmatisierung der Erkrankten. In diesem Zusammenhang seien Konzepte des «sozialen Marketings» gefragt, um die Wirksamkeit der heilenden Massnahmen zu garantieren. Der Risikofonds der Stiftung stellt die Mittel zur Verfügung, um Methoden des sozialen Marketings zu entwickeln. «Mit dem Risikofonds will Ciba den besonderen Bedingungen unternehmerischen Handelns in Entwicklungsländern Rechnung tragen und auch in einem schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Umfeld der *Vision* nachleben, d.h. ein ausgewogenes Verhältnis zwischen unserer wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und ökologischen Verantwortung anstreben» (Jahresbericht 1995 der Ciba-Geigy Stiftung). Ob dieser hehre ethische Anspruch strukturell überhaupt einlösbar ist, wurde nicht diskutiert. Klaus Leisinger gibt ein Beispiel: Mit dem Problem der falschen, gesundheitsschädigenden Handhabung von Pflanzenschutzmitteln sei jedes Unternehmen, das im Agrobereich tätig sei, konfrontiert. Die Stiftung habe eine vergleichende Studie zur Situation in Mexico, Simbabwe und Indien finanziert. Aufgrund der breiten Datenbasis, die mit der geeigneten KAP-Methode (Knowledge, Attitude, Practice) gewonnen wurde, konnten länderspezifische Kampagnen entworfen werden. In diesem Zusammenhang hat eine afrikanische Theatergruppe ein Stück zu der Problematik der Handhabung und der allgemeinen Risiken der Pflanzenschutzmittel produziert. Mit sichtbarer Freude betont Klaus Leisinger, dass das wilde Stück des Amakhosi-Theaters aus Simbabwe, das

der Risikofonds ermöglicht habe, auch vor dem versammelten Direktorium in Basel gespielt wurde.

**«Die 200
entwicklungs politischen
Fachleute der Schweiz
gehören an einen Tisch»**

Den Dialog zwischen den Repräsentanten der NGOs, den staatlichen Institutionen und den international tätigen Unternehmen zu fördern, ist das Anliegen des jährlich unter der Schirmherrschaft der Ciba-Geigy Stiftung stattfindenden entwicklungs politischen Symposiums. Nur so könnten Konflikte, ohne sie verhärteten zu lassen, gewinnbringend gelöst werden. Noch sei viel sozialwissenschaftliches Wissen in der Privatwirtschaft unbekannt und umgekehrt die Möglichkeiten marktwirtschaftlichen Verhaltens bei Entwicklungsfachleuten nicht anerkannt. Klaus Leisinger versucht den Brückenschlag mit einem Diagramm zu skizzieren. In einem Dreieck sind, durch doppelte Pfeile verbunden, die Wirtschaftswissenschaften, die Ökologie und die Sozialwissenschaften angeordnet. Nach der Praxis im eigenen Konzern befragt, gibt er unumwunden zu, dass das lineare wirtschaftliche Denken noch stark verbreitet sei. Wenn Sozialwissenschaftler angestellt würden, dann allenfalls auf Projektebene.

In der Diskussion um die grüne Revolution und die biologische Landwirtschaft versuchten einige – vergeblich – Gegenpositionen aufzubauen. Als gefragt wurde, ob die Unterschrift von Alex Kauer, dem Verwaltungsratsvorsitzenden der Ciba, unter das ultraliberale wirtschaftspolitische Weissbuch «Mut zum Aufbruch» (David de Pury, 1995) nicht im Widerspruch stehe, meint Klaus Leisinger, dass er dieses schriftliche Zeugnis der «Arroganz in Potenz» für schädlich halte. Für ihn habe immer gegolten: «Mit 50% der Vorgänge in der Firma muss ich mich identifizieren können, mit der anderen Hälfte kann ich mich kritisch auseinandersetzen».

**Dr. Heinz Nigg:
Visuelle
Anthropologie und
Stadtethnologie**

In der Sitzung mit Heinz Nigg wird entlang seiner vielfältigen Tätigkeit als Ethnologe, die anfänglich eher auf den universitären Bereich ausgerichtet ist und ihn später in Richtung des freischaffenden Künstlers führt, diskutiert. Die verschiedenen Bereiche – das Biographische, die Beschreibung seiner Projekte, die methodische Diskussion und die Einbettung seiner Arbeit im weiten Feld der Ethnologie – bilden ein Konglomerat.

In seiner Studienzeit, den 70er Jahren, wurde das geistige Klima, von dem sich Heinz Nigg geprägt sieht, durchaus von den Aufbrüchen der europäischen Studentenrevolten um 1968 beeinflusst. Das Hinterfragen der Trennung in Theorie und Praxis habe zur Postulierung eines neuen Typus des Wissenschaftlers geführt. Der Anstoss kam für Heinz Nigg aus dem künstlerischen Bereich, in dem Joseph Beuys die Unteilbarkeit des Menschen zum Programm erhab. In der Ethnologie fand Heinz Nigg seine akademische Heimat. Als Kind aus einem Arbeitermilieu habe er mit den akademischen Selbstverständlichkeiten Schwierigkeiten gehabt. Dadurch dass aber die Ethnologie mit einem niedrigen akademischen Prestige belegt war, bot sie ihm den entsprechenden Freiraum. Die Methode der Feldforschung habe ihn gerade wegen der Auseinandersetzung mit nichtakademischen Verhältnissen begeistert.

In der USA und in GB kam Heinz Nigg in Berührung mit *community acts* (Stassentheater, Musik, politischen Aktionen etc.). In diesen kreativen Ausdrucksformen gesellschaftlich Randständiger lag der Ansatz der *Action Anthropology* begründet. Die teilnehmende Beobachtung als Grundlage der ethnologischen Arbeit wird mit der unabdingten Notwendigkeit der politischen Stellungsnahme verbunden. Die anthropologische Forschung wird als Teil des Eman-

zipationsprozesses der untersuchten sozialen Gruppe begriffen.

Im Londoner Stadtteil North-Kensington untersuchte Heinz Nigg den Gebrauch des Mediums Video in der Stadtteilarbeit. In diesem Zusammenhang promovierte er zum Thema «Community Media». Seine auf englisch verfasste Dissertation diente den Stadtteilgruppen zur Standortbestimmung. Auf diese Weise wurde der damalige Anspruch, Theorie und Praxis zu verbinden, eingelöst.

Nach seiner Rückkehr 1979 erhielt er am Ethnologischen Seminar der Universität Zürich einen Lehrauftrag. Eine Gruppe von sechs Studierenden versuchte mittels Video, in den verschiedensten sozialen Auseinandersetzungen präsent zu sein und die Verwendung des Mediums Video in der Arbeit der Initiativen zu erforschen. In diesem Sinne wurde Urbanethnologie betrieben.

Zum Konflikt, der weit über die Landesgrenzen hinaus wahrgenommen wurde, kam es 1980, als die StudentInnengruppe ein achteinhalb Minuten langes Video von der Opernhausdemonstration, der eigentlichen Initialzündung der Jugendbewegung von 1980/81, produzierte. Die Erziehungsdirektion reagierte umgehend, da sie es nicht zulassen wollte, dass mit Mitteln der Universität eine unberechenbare soziale Bewegung unterstützt werde, und veranlasste die Beschlagnahmung der Videobänder. Bei der Sichtung des Videobandes «Opernhaus Krawall» ist es heute schwer nachvollziehbar, welche Brisanz das Gezeigte für die Behörden besass. Die Auseinandersetzung, meint Heinz Nigg, sei nicht um das konkrete Bildmaterial, sondern eher grundsätzlicher um die Rolle der Sozialwissenschaft im gesellschaftlichen Prozess und die Definitionsmacht, was Forschung zu bedeuten habe, gegangen. Er verlor in der Folge seinen Lehrauftrag und Prof. Lorenz G. Löffler wurde mit einem strengen Verweis belegt.

Persönlich bedeutete das für Heinz Nigg, dass er sich beruflich neu orientieren musste. In der Schule für Soziale Arbeit in Bern leitete Heinz Nigg verschiedene Workshops zum ursächlichsten Thema der

Ethnologie: der Fremdheit. Er arbeitete im Bereich der soziokulturellen Animation unter anderem mit der medienbiografischen Methode. «Medienbiografien nachzugehen, heisst dem Einfluss der Medien in unserer Lebensgeschichte auf die Spur zu kommen, heisst die Art und Weise zu rekonstruieren, in der wir mit den Medien umgegangen sind, sie genutzt haben. Medienbiografien schreiben bedeutet Arbeit an der eigenen Erinnerung und Auseinandersetzung mit den Erinnerungen anderer» (Hickethier 1982). So wird in einem analyseähnlichen Verfahren versucht herauszuschälen, zu welchem Zeitpunkt welche medialen Figuren, Bilder und Erlebnisse noch in Erinnerung sind. In dem historischen Vergleich der Aussagen lässt sich einerseits die Entwicklung der Medien in ihrer Wirkungsweise auf die RezipientInnen nachvollziehen, andererseits werden die Unterschiede bezüglich der Vorbilder und Interessen verschiedener sozialer Schichten offensichtlich.

Postmoderne Freiheit in der Ethnologie

Heinz Nigg stellt einen grossen Unterschied in der Frage der Theorie der Ethnologie zwischen seiner Studentenzeit und unserer heutigen Situation fest. In einem ideologisierten geistigen Klima wurde vor zwanzig Jahren einer grundsätzlichen Diskussion zwar mehr Raum zugestanden, aber der Anspruch, die Wissenschaft von unten her umzukrempeln, konnte einen Innovationsstress erzeugen. Dagegen sei die postmoderne Ausgangssituation für uns eine grosse Freiheit. Angemerkt wird aus der Runde, dass diese vermeintliche Freiheit zu einer lähmenden Orientierungslosigkeit führen kann. Gerade im Bezug auf eine handlungsorientierte Sozialforschung sei eine Ratlosigkeit festzustellen.

Heinz Nigg geht in seinen neusten Arbeiten die Verbindung mit den verschiedensten Ausdrucksformen ein. In «Reading Cities» bekommt seine ethnologische Beschäftigung mit städtischen kulturellen Phänomenen eine neues Gesicht. Mit einer

musikalischen Performance, die sich mit den theoretischen Texten von Henri Lefèvre (1970) auseinandersetzte, ging er 1995 mit einer Gruppe auf eine Tournee. Nicht nur eine Selbstreflexion, was ja auch Aufgabe der Ethnologie sei, nämlich in der Begegnung mit dem Fremden die eigene Gesellschaft zu entdecken, seien seine neusten künstlerischen Ansätze, sondern eine sehr wohl subjektive Annäherung an die augenblicklichen gesellschaftlichen Bedingungen. Heinz Nigg meint, er sei in diesen Ausserungen vielleicht ein ethnologischer Autor.

Ursula Biemann: Ethnologische Ausstellungsarbeit

Als eine von drei Kuratorinnen betreut Ursula Biemann den Ausstellungsraum der Roten Fabrik in Zürich, die Shedhalle. Sie absolvierte nicht ein klassisches Ethnologiestudium, hat sich aber auf ihrem Ausbildungsweg immer ausgiebig mit kulturanthropologischen Konzepten auseinander gesetzt, so dass sie heute ihre Arbeit ausdrücklich als transkulturelle Kommunikation verstanden wissen will.

Mit dreissig habe sie 1980 einen radikalen Bruch mit ihrem bisherigen Leben vollzogen. Ursula Biemann hatte bis zu diesem Zeitpunkt nach einer Lehre als kaufmännische Angestellte in der Werbung und in verschiedenen Galerien gearbeitet. Es sei der Entschluss gewesen, sich selber auszudrücken, der sie in ihrer Absicht, einfach malen zu wollen, nach Mexiko verschlagen habe. Verschiedene Kurse und eine konventionelle Ausbildung an der School of Visual Arts in New York folgten. Doch sei sie immer ein wenig unbefriedigt geblieben, obwohl der Kunstmarkt zu dieser Zeit fast alles geschluckt habe und sie daher sogar von ihren Bildern habe leben können. 1986 fängt sie am Whitney Institut in New York an zu studieren. Die Vorlesungen haben nur bedingt eine praktische Ausrichtung, es wird Wert auf eine kulturkritische Betrachtungs-

weise gelegt. In diesem Diskussionsklima kommt Ursula Biemann mit den Arbeiten amerikanischer AnthropologInnen – unter anderem von Eric Wolf – in Berührung. Sie beschliesst, ihre eigenen Mexikoerfahrungen als Ausgangspunkt für eine umfassende künstlerische Auseinandersetzung mit der Grenzsituation zwischen Mexiko und den USA zu nehmen. Die Fülle des Materials, die Unsicherheit in der Frage der Umsetzung und die Suche nach ihrer Rolle im Ganzen, haben sie fast scheitern lassen. Nicht im Resultat dieses «Border Project» habe die Stärke dieser Arbeit gelegen, meint Ursula Biemann, sondern der Prozess und die gemeinsame Reflexion in Whitney zu ihrem Ansatz habe ihr den Rücken gestärkt. Ihre nächste Arbeit «Global Food» hat deshalb ganz klare Konturen. Anhand einer Sammlung von über 60 Fertigsuppentüten der international tätigen Firma Knorr aus aller Welt, untersucht sie die verschiedenen regionalen graphischen Konzepte, die immer im Spannungsfeld zwischen internationaler Identität der Firma und regionalen Marktbedingungen angesiedelt sind. Weiter zieht sie interessante Rückschlüsse darauf, welche Bilder aus den jeweiligen lokalen Essgewohnheiten für die Proklamation einer modernen internationalen Fertigerichtküche benutzt werden und wie diese sich unter diesem Gesichtspunkt verändern. Ursula Biemanns Ausführungen zum Projekt «Global Food» lassen uns staunend zur Kenntnis nehmen, dass auch Tütensuppenverpackungen ethnographische Quellen sein können.

Die Shedhalle als Raum transkultureller Kommunikation

«Meine Arbeit positioniert sich an der Schnittstelle der gängigen musealen Praxis, welche Objekte entweder der Kunst, der Geschichte oder der Ethnologie zuordnet. Sie stellt die drei Referenzsysteme, die nicht nur miteinander verknüpft sind, sondern sich geradezu gegenseitig bedingen, in einen offensichtlichen Zusammenhang»

(Ursula Biemann,1995) In diesem Sinne arbeitet Ursula Biemann seit 1995 in der Shedhalle. Anhand von zwei Ausstellungen konkretisiert sie ihre Ansichten. Beim «Aussendienst» im Mai/Juni 1995 wurden völlig verschiedene Sammlungen miteinander konfrontiert. Westliche Kitschobjekte einer Istanbuler Künstlerin prallten mit der privaten Kamelfigurensammlung einer Zürcher Reiseleiterin zusammen. Die Anordnung dieser Objekte habe die Voraussetzung im Raum geschaffen, um während zweier Monate ein Programm des regen Austausches zwischen KünstlerInnen, deren Sozialisation im Spannungsfeld verschiedener Kulturen gestanden habe, und den BesucherInnen zu initiieren. Ursula Biemann hofft mit jungen Istanbuler KünstlerInnen im kommenden Projekt «Kültür» den eingeschlagenen Weg weitergehen zu können. In einer ersten Phase setzt die Gruppe Eindrücke um, die sie im Umgang mit der Begegnung mit ihnen fremden Verhältnissen der eigenen türkischen Gesellschaft gewonnen hat. Welche Prozesse bei einer Visualisierung der umgesetzten Erfahrungen in der Shedhalle entstehen, lässt Ursula Biemann ganz bewusst noch offen. Es sei dies das Abenteuer, auf das sie sich als Kuratorin immer wieder einlassen wolle.

Es gibt ein Leben nach dem Ethnologiestudium

Mit dieser Bemerkung brachte eine Kommilitonin ihre im Verlauf der Veranstaltung gewonnenen Eindrücke auf den Punkt. Allerdings haben wir uns nur mit erfolgreichen, Zufriedenheit austrahlenden EthnologInnen beschäftigt. Die vergeblichen Versuche in einer, mit dem Ethnologiestudium im Zusammenhang stehenden Tätigkeit beruflich fasszufassen, wurden nicht thematisiert. Dass diese individuellen Erfahrungen einen solch starken Stellenwert haben, indem sie zur allgemeinen Vorstellung transzendieren, die Ethnologie sei brotlos, und somit die Tatsache, dass in den

letzten fünf Jahren gegen 80% aller am Ethnologischen Seminar in Zürich eingeschriebenen StudentInnen der Ethnologie den Rücken kehrten, erklären würde, bleibt eine unsichere Annahme. Erst eine eingehende Untersuchung der Motivationen brächte einen allfälligen für manche unvereinbar scheinenden Zusammenhang zwischen dem universitären Selbstverständnis der ethnologischen Disziplin und den ausseruniversitären Möglichkeiten einer ethnologischen Praxis an die Oberfläche.

Es erwies sich als sehr schwierig, eine systematische Ordnung in unseren Streifzug durch die ethnologische Praxis zu bringen, der, wie es einem Streifzug eigen ist, von Zufälligkeiten geprägt war. Was hat die künstlerische Arbeit eines Heinz Nigg mit Klaus Leisingers Tätigkeit bei der Ciba zu tun, oder wie verhalten sich die Fragestellungen Helen Zweifels bei der Gruppe für Entwicklung und Umwelt zu den Problemen, mit denen Rebekka Wild beim SAH konfrontiert ist? Das Kriterium der Grösse der organisatorischen Struktur, in die die EthnologInnen eingebunden sind, weist auf das ganze Spektrum der Möglichkeiten hin: vom Weltkonzern mit 70'000 Angestellten über den Medienkonzern bei dem rund 1600 Menschen arbeiten, die staatliche DEZA mit über 400 Beschäftigten, zum mittelgrossen Hilfswerk SAH mit 250 Vollzeitpenschen und schliesslich zu den kleineren Grössen wie Unité und Shedhalle mit unter sieben Stellen bis hin zur Einzelfirma von Heinz Nigg. Ein Blick auf den Bereich der unmittelbaren Entscheidungsbefugnis nivellierte die Grössenunterschiede deutlich. Fast alle sind in einem kleinen Team mit bis zu zehn Leuten eingebunden, die Ausnahme macht Rolf Probala, der 55 Personen vorsteht. Bis auf Klaus Leisinger und Rolf Probala arbeiten alle in Teilzeitanstellungsverhältnissen. Vom Alter her liegen ausser Rebekka Wild mit 34 Jahren alle ReferentInnen im Bereich von 45-50.

Auffällig war die übereinstimmende Aussage aller ReferentInnen, dass es notwendig wäre, sich während des Studiums nach einer ausseruniversitären Tätigkeit umzuschauen, um ethnologisches Wissen in

einer praktischen Form umzusetzen. In der Schilderung ihrer biographischen Entwicklung leiteten fast alle von diesen Nebentätigkeiten ihren beruflichen Einstieg her. Dies lässt den Schluss zu, dass eine Orientierung auf ausseruniversitäre Tätigkeiten eine wichtige Ergänzung zum Ethnologiestudium darstellt.

Im Vergleich zu der oft 15 Jahre zurückliegenden Studienzeit der ReferentInnen, die bei manchen bis in die Anfangszeit des Ethnologischen Seminars in Zürich zurückreicht, sei das Studium strukturierter geworden. In diesem Sinne ist das 1993 eingeführte Grundstudium zu erwähnen, das mit einer Prüfung in elf Teilgebieten erfolgreich abgeschlossen werden muss, um mit dem Hauptstudium weitermachen zu können. Es ist noch zu früh, Auswirkungen dieser Massnahme in Bezug auf das Image der Ethnologie oder der ethnologischen Praxis zu suchen. Obwohl die Zahl der am Ethnologischen Seminar Eingeschriebenen in den letzten drei Jahren um 28% zurückgegangen ist, erklärt sich diese Abnahme eher durch die starke Erhöhung der Studiengebühren an der Universität Zürich, da die Gesamtzahl der Studierenden in diesem Zeitraum allgemein um ein knappes Drittel zurückging, als durch die veränderten Anforderungen des Ethnologiestudiums.

den armen Ländern des Südens nachzugehen, und sich dadurch gegen diese Ungerechtigkeit einsetzen zu können. Es sind trotzdem gesamthaft eher romantische, auf Selbstverwirklichung ausgerichtete, als politische, in Richtung auf eine gesellschaftliche Einflussnahme zielende Vorstellungen, die das Verhältnis der StudentInnengruppe zur Ethnologie prägen. Mit einem vergleichenden Blick auf die biografischen Angaben der ReferentInnen fällt auf, dass auch Rolf Probala, Helen Zweifel, Ursula Biemann Reiseerfahrungen ausdrücklich erwähnten, und ihnen eine entscheidende Bedeutung bei der Wahl der Studienrichtung beimassen.

Um die Wirkung der eingeladenen Personen und ihrer ethnologischen Tätigkeit auf uns vergleichen zu können, haben wir uns gefragt, wer Vorbild ist, wen wir am liebsten als Chef hätten und wer ein abschreckendes Beispiel darstellt. Durch diese Art der Fragestellung besteht die Entscheidungsgrundlage aus einem Konglomerat von inhaltlichen Momenten und den Unterschieden, die in der Form des Vortrages begründet sind.

Auffällig ist, dass die Antworten auf die drei Fragen über alle ReferentInnen breit gestreut sind. In der Kategorie «Antibild» haben nur ein Viertel der Studierenden überhaupt eine Angabe gemacht. Das lässt die Interpretation zu, dass es keine starke ideologische Vorstellung gibt, was ein Ethnologe zu tun hat und was nicht. Dass es in dieser Sparte fast keine Mehrfachnennung gab, weist auf die entsprechende Abneigung hin, die in der Diskussion mit individuellen Assoziationen im Zusammenhang mit dem Auftreten der jeweiligen Person begründet wurden.

Die Gewichtung bei den Vorbildern spiegelt die inhaltlichen Schwerpunkte der Veranstaltung wieder. Fast die Hälfte siedelten ihr Vorbild im Bereich Entwicklungszusammenarbeit an, während sich die andere Hälfte im kreativ künstlerischen Bereich von Heinz Nigg oder Ursula Biemann vertreten sahen. In der Diskussion schälten sich Ansätze von zwei Standpunkten zur ethnologischen Praxis heraus. Die

Vorbild, Chef oder abschreckendes Beispiel

Die Frage nach dem Grund, warum die Einzelnen der studentischen Arbeitsgruppe die Ethnologie als Studienrichtung gewählt haben, ist hauptsächlich mit der Freude am Reisen beantwortet worden. Nur eine Person begründete ihre Wahl mit einem Vergleich der Methoden der Sozialwissenschaften und ihrer Sympathie für die Feldforschung. Jemand führte noch die Überlegung an, mittels der Ethnologie den Gründen für die erschreckenden Unterschiede zwischen dem reichen Norden und

einer romantischen Tradition des beobachtenden, reisenden Individuums verpflichteten und somit auch in der Methodik persönlich gefärbten Umsetzung, steht dem pragmatischen Ansatz des Eingreifens z.B. in der Entwicklungszusammenarbeit gegenüber.

Bei der Fragestellung nach dem gewünschten Chef ist auffällig, dass der oben als künstlerisch bezeichnete Bereich, der beim Vorbild die Hälfte ausmachte, nur noch zu 25% vertreten ist. Ob schon durch die Fragestellung mit der realistischen Bezeichnung Chef der Pragmatismus in den Vordergrund gestellt wurde, oder es dem tatsächlichen Wunsch der Meisten entspricht, später als EthnologInnen in festeren Strukturen einer Institution zu arbeiten, ist nicht erörtert worden.

Theorie der Theorie und Praxis

Zum Verhältnis von Forschung und Lehre zur ausseruniversitären Ethnologie schlagen Helen Zweifel und Klaus Leisinger ein gegenseitiges Näherkommen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit vor. Die Erfahrungen von Annette Marti innerhalb der Projektgruppe «Entwicklungspraktikum» weisen auf die aufkommenden Schwierigkeiten und die Diskrepanz der Erwartungen zwischen beiden Bereichen hin. Im Wunsch nach schnelleren Methoden der Ethnologie manifestiert sich die Forderung nach unmittelbarer Verwertbarkeit. In der Ablehnung effizienzorientierter Ansätze dagegen wird die Überzeugung sichtbar, dass die Ethnologie in der mit offenen Sinnen geführten Beobachtung ihre Stärke hat, um die Vielfalt menschlicher Soziäten immer wieder von neuem zu bezeugen.

Wenn der Aufgabenbereich einer möglichen Inlandethnologie betrachtet wird, wie wir ihr bei Rebekka Wild begegnet sind, kann spekuliert werden, dass bei einem Andauern der zentrifugalen gesellschaftlichen Kräfte die soziale Polarisierung zu grundlegend unterschiedlichen Kulturen

zwischen den immer offensichtlicher zutage tretenden Kategorien Arm und Reich führt.

Wo sich die Ethnologie als Sozialwissenschaft in diesen Spannungsfeldern positioniert, wird nicht im Diskurs, der auf individuelle praktische Perspektiven beschränkt ist, beantwortet werden. Die Frage nach der Definitionsmacht, wie sie Heinz Nigg im Zusammenhang mit den Erfahrungen der Action Anthropology thematisiert hat, wird unweigerlich in den Vordergrund rücken.

Es ist durch die Vorträge offensichtlich geworden, dass vor zehn bis fünfzehn Jahren die Diskussion unter den Studierenden über die Aufgabe der Ethnologie im wissenschaftlichen und gesamtgesellschaftlichen Kontext breit abgestützt war. Dieser Diskurs, der wie von Heinz Nigg bemerkt, in seiner ideologisierten Form zu einer Blockierung führen konnte – weshalb Nigg im postmodernen «alles ist möglich» eine Bereicherung sieht – wird von einem Teil der StudentInnengruppe vermisst, denn worauf soll im weiten Feld der Möglichkeiten Bezug genommen werden, wenn nicht gewusst wird wozu.

Vor diesem Hintergrund legte unsere Veranstaltung den Schwerpunkt auf die individuelle Wahrnehmung der ethnologischen Praxis, getragen von einem Misstrauen gegenüber globalen Strategien. Als wir uns abschliessend fragten, welche gesellschaftlichen Aufgaben die Ethnologie habe, wurde die Fragestellung als zu umfassend empfunden, aber im weitesten Sinne festgestellt, dass es durch die Ethnologie möglich sei, das Verständnis für das Fremde zu erweitern, mit lokalen, klar umrissenen Projekten könne im Kleinen eingegriffen werden und der Toleranz ein Stück weit zum Durchbruch verholfen werden. Ob das reicht ?

Literatur

- BIEMANN Ursula
 1993. *Zwischenräume /Interespacios*. Zürich: eFeF Verlag.
- BIEMANN Ursula u.a.
 1995. *Platzwechsel*. Ausstellungskatalog. Zürich: Kunsthalle Zürich.
- BÜRER Margrit, NIGG Heinz
 1990. *Video*. Zürich: Pro Juventute.
- DE PURY David (et al.)
 1995. *Mut zum Aufbruch*. Zürich: Orell Füssli
- HICKETHIER Kurt
 1982. «Medienbiografien – Bausteine für eine Rezeptionsgeschichte». *Medien und Erziehung* (Leverkusen) 4: 13
- LEFÈBVRE Henri
 1970. *La révolution urbaine*. Paris: Gallimard.
- LEISINGER Klaus Michael, SCHMITT Karin
 1994. *All our people: population policy with a human face*. Washington D.C.: Island press.
- LEISINGER Klaus Michael
 1995a. *Bericht der Ciba-Geigy Stiftung für Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern*. Basel: Ciba
- 1995b. *Entwicklung mit menschlichem Antlitz. Die Dritte und die Erste Welt im Dialog*. München: C.H.Beck
- NIGG Heinz
 1993. «Video von unten». *Soziologisches Magazin* (Zürich) 3: 21-29
1995. *Letten ist be. Eine Stadt und ihr Problem*. Zürich: Schule und Museum für Gestaltung.
- OBRIST VON EEUWIJK Brigit
 1992. *Ich möchte mit meiner eigenen Hilfe auskommen, aber es geht nicht*. Zürich: SAH.
- PROBALA Rolf
 o.J. Sendungen für Radio und Fernsehen DRS.
 Dokumentationsdienst DRS. Zürich.
- SCHWEIZERISCHES ARBEITERINNERHILFSWERK (SAH)
 1995. *Jahresbericht 1995*. Zürich: SAH
- ZWEIFEL Helen, u.a.
 1994. *Gruppe für Entwicklung und Umwelt. Jahresbericht 1994*. Bern: Geographisches Institut Universität Bern.

Abstract

This article summarizes and evaluates a series of lectures on «the practice of anthropology» organized by students of anthropology at Zurich University during the winter of 1995/96. Anthropologists active in various professional fields are presented through short biographical sketches and through their own reflections on their varied professional roles. In the final part of the paper, the students discuss the perspectives for their future professional lives in light of the experiences presented by the contributors.

Autor

Armin Biehler, geb. 1963 in Dernbach BRD. Ausgebildet als Maschinenmechaniker, studiert Ethnologie und Filmwissenschaft an der Universität Zürich. Adresse: Bläsiring 86, CH - 4057 Basel.